

Paul Konrad Kurz

Deutsche Befindlichkeiten

|| Zur Literarischen Saison 2004
e

Was kann, was will Literatur? Unsere Geschichte erzählen, Befindlichkeiten beschreiben, nie ausreichend geklärte Beziehungen? Fremde und Heimat erkunden oder die Intensität des gelebten Augenblicks? Emphatisches Daseinsgefühl erzählen oder Gründe bereitstellen für Unbehagen? Im unbefriedigten Bewußtsein nach dem zerfaserten Ich suchen? Wenn schon keine Weltsicht, dann wenigstens Selbsterklärung? Ausklinken aus dem Nachrichtenbrei? War Literatur nicht immer etwas zwischen Dufindung und Selbstbehauptung? Selbstbegründung in Worten? Rettung von Privatheit? Wortästhetik und Wortmusik im öffentlichen Lärm? Mit Worten dem Bewußtsein standhalten? All das ist und vergegenwärtigt Literatur. Erfahren kann sie nur, wer sich auf sie einläßt. Wer sein Interesse auf informatives Lesen beschränkt, tut sich schwer mit poetischer Literatur. In ihr muß man die Wort- und Personbeziehungen finden.

Christoph Hein – 50 Jahre deutsche Kleinstadt

Landnahme, gibt es das noch? Willenbrock, der Ingenieur aus Christoph Heins gleichnamigem Roman, erweist sich nach der Wendezeit als Gebrauchtwarenhändler in Ost-Berlin als Überlebensstrategie. Überleben will auch das Flüchtlingskind Bernhard Haber aus Heins neuem Roman „Landnahme“. Bernhard verschlägt es 1950 in eine sächsische Kleinstadt. Sein Vater war einarmig aus russischer Gefangenschaft zurückgekommen. Er siedelte um, aus dem polnischen Breslau nach Bad Guldenberg an der Mulde. Der Stadtname ist fiktiv, der des Flusses geographisch. Umsiedler, die eigentlich Vertriebene waren, wurden von den Einheimischen als Fremde beargwöhnt. Der Holzschuppen, in dem der Einarmige eine Tischlerei eingerichtet hatte, wurde angezündet, der Brand von der Feuerwehr nicht gelöscht. Sein Sohn Bernhard, ein schweigsamer, körperlich robuster, schulisch wenig interessierter Schüler, muß wie der Vater spüren, daß man ihn hier nicht will. Mit einer Drahtschlinge wird sein Hund getötet.

Unter der Fassade bürgerlicher Ordnung wabert Fremdenhaß. Der alte Haber, den man in der Selbstmörderecke begräbt, ist in Wahrheit umgebracht worden. Sein Sohn, dessen Verletztheit niemand interessiert, ist entschlossen, es den Gulden-

bergern zu zeigen. Nach fünf Jahrzehnten wird er als erfolgreicher Geschäftsmann Mitglied des Karnevalvereins. Der ist identisch mit dem Kegelclub. Dessen Mitglieder vergeben die wichtigsten Aufträge der Stadt unter sich, eine Art privat organisierte Industrie- und Handelskammer.

Hein teilt den Erzählvorgang auf fünf Personen auf. Sie berichten aus zeitlichem Abstand. Thomas Nicolas war Bernhards Klassenkamerad. Marion Demutz, die Jugendfreundin, ist inzwischen 57 Jahre. Peter Koller, der Autoschlosser, der sich einen alten Adler herrichtete, schleuste in Bernhards Auftrag Republikflüchtlinge nach Berlin. Katharina Hollenbach, die Schwägerin, verführte den an Frauen uninteressierten jungen Bernhard. Der letzte Erzähler, Sigurd Kitzerone, ist Sägewerksbesitzer. Er wird Bernhards Geschäftsfreund, als der nach der Wende die modernste Tischlerei der Stadt aufbaut. Die fünf erzählen mit Ausschnitten aus Bernhards Lebensgeschichte auch ihre eigene Geschichte. Die politischen Ereignisse – Berlinaufstand 1953, der Mauerbau 1961, Verstaatlichung der Betriebe, Enteignung der Bauernhöfe, Öffnung der Mauer, Wendezeit – werden mehr berichtend eingeflochten. Szenisch erzählt wird die Zwangskollektivierung der Bauern. Ausgerechnet dafür agitiert aus Rache der unpolitische Bernhard. Sollten die Bauern an ihrem eigenen Leib erfahren, was es heißt, alles zu verlieren.

Erzählenszenen bringen Bewegung und Farbe in den mitunter trockenen Chronikstil. Da ist der Brand der Werkstatt, die Liebe des gedemütigten Schülers Bernhard zu seinem Hund, der doppelbödige Oldtimer Adler, die Ankunft von „sexy Babsi“ in der Stadt mit Minirock auf Motorroller, die Ballonfahrt des alten Manolow mit Bernhard und Babsy außen auf dem Trapez. Nach tristen Jahren stellen sich Zufriedenheit und Glück ein in Gestalt geschäftlichen Erfolgs und freier Bürgerlichkeit. Wenn Bernhards Freund Sigurd mitteilt, daß er nunmehr acht Firmen besitzt und Miteigentümer der Hafenanlage in Rostock ist, klingt das naiv stolz und märchenhaft. Bernhard selbst besitzt neben seiner Tischlerei eine Heizölfirma. Der Flüchtlingssohn hat sich seinen Teil genommen. Der Bürger Bernhard Haber ist Präsident des Karnevalvereins geworden. Er gehört dazu.

Wer *Landnahme* aus der Bibel kennt oder aus der amerikanischen Pionierzeit, für den ist sie in diesem Kontext ein großes Wort. Hier bleibt sie ein mehr privater Vorgang. Gegen Romanende werden Ereignisse und Verhalten nur mehr aufgezählt. Sigurds verwöhnte Töchter wollen ohne eigenes Zutun im Wohlstand leben. Der plötzlich auftauchende katholische Pfarrer (wo war er vorher?) verletzt das Beichtgeheimnis, um Bernhards verstorbenen Vater vom Vorwurf des Selbstmords zu befreien. Nachkriegszeit, Flüchtlingszeit, sozialistische Zeit, Wendezeit – Hein zeichnet im Verlauf der Jahre Porträts von Menschen einer sächsischen Kleinstadt. Die gegenüber den Ankömmlingen ablehnend Gesinnten, die Jugendlichen und die kleinen Besitzer hätten auch in einer anderen Stadt wohnen können. Anschaulich, mitfühlend, mit nachsichtigem Humor schildert sie der Chronist.

Reinhard Baumgart – Melancholie reservierter Unentschiedenheit

Im Juli 2003, unmittelbar nach Abschluß des Manuskripts seiner Autobiographie „Damals. Ein Leben in Deutschland 1929-2003“, starb Reinhard Baumgart. Der in München, zuletzt in Berlin lebende Autor stammt aus Lissa bei Breslau. Er wurde 1929 als Sohn eines Arztes geboren, im gleichen Jahr wie Hans Magnus Enzensberger, Peter Rühmkorf und Christa Wolf: ein bedeutender literarischer Jahrgang, der erste, der nicht mehr zu Flak und Wehrmacht eingezogen wurde. Der Jungvolkführer Baumgart schlitterte wie die Jungmädchenführerin Christa Wolf hinein in die Nazizeit, es fehlte jede andere Orientierung. Baumgarts Vater war schon 1932 in der Hoffnung auf eine neue politische Zukunft des Volkes in Hitlers Partei eingetreten. Mit seiner Mutter überlebte der 15jährige Sohn 1945 die Bombennacht in Dresden. Von Aussig an der Elbe gelang der vierköpfigen Familie im Opel Olympia die Flucht nach Bayern. Ein Vetter lebte in Tussenhausen bei Mindelheim. Der Vater stand als ehemaliger SA-Mann unter Berufsverbot. Ohne die Verlust Erfahrungen, schreibt Baumgart, hätte er seine Lebensgeschichte nicht aufschreiben wollen, ohne Verlust der Heimat wäre er nicht Schriftsteller geworden. Aber Bayern konnte dem jungen Intellektuellen nicht Heimat werden und auch später Berlin den Verlust nicht wettmachen.

Nach acht Semestern promovierte der Student 1953 in Freiburg über die Ironie bei Thomas Mann. Nach einer Lektorenstelle in Manchester wurde Baumgart von 1955 bis 1962 Lektor beim Piper-Verlag in München. Er lektorierte die frühe Prosa von Ingeborg Bachmann und lernte zahlreiche Autoren kennen. Ab 1957 wurde er zu den Tagungen der Gruppe 47 eingeladen. Er schrieb eigene Romane: „Löwengarten“ und „Hausmusik. Ein deutsches Familienalbum“. Der erste Roman schöpfte seinen Stoff aus dem Milieu der Kinos und Illustrierten, der zweite erzählte eine deutsche Familienschuld der 30er und 40er Jahre. Kritiker vermißten die psychologische Kraft und die biographische Kontur des Erzählers, auch einen eigenen Erzählton. Die frühe Heirat mit der Hamburger Reederstochter Hildegard Bruns hat dem Autor materielle Freiheit beschert. Man baute eine Villa in Grünwald, erwarb ein Landhaus am Gardasee.

Nach Literaturkritiken in verschiedenen Zeitschriften lud ihn der Spiegel zum Schreiben ein. Mit seiner Besprechung von „Deutsche Literatur in Ost und West“ (1963) meldete er Widerspruch an zu den Simplifizierungen Marcel Reich-Ranickis. Dessen „populistische Lust an provokativer Grellheit“ lehnte er ab. In den späten 60er Jahren verbrachten die Baumgarts mit Familie Walser, Siegfried Unseld und Rudolf Augstein, mit den Dohnanyis, Klaus Rainer Röhl und Ulrike Meinhof Ferienwochen auf Sylt: linke Intellektuelle im privilegierten Ambiente. Der Einmarsch russischer Truppen im August 1968 in Prag beendete mit den sozialistischen Hoffnungen hierzulande auch die literarische Meinungsmache der Gruppe 47: „Es schien damals etwas vorbei, eine kurze, stürmische Zeit utopischer Illusionen.“ Das

Bündnis der 45er Generation mit den Achtundsechzigern lockerte sich. Die Utopie der Intellektuellen wurde ernüchtert, Hippieglück und Neomarxismus entflochten sich. Unterschwellig wirkte der Drang der 45er, die in der Nazizeit verlorene Jugend nachzuholen. Oberschwellig suchte man ein politisches Konzept, in dem Intellektuelle eine öffentliche Rolle spielen. „Unser Trotz damals, unsere Neugier, unsere Lust, aber auch die Angst vor den neuen Freiheiten wirken heute kindisch oder archaisch.“ Da waren „Kitzel“ und „Schuldgefühl“, „Aufruhr und Aufbruch“. Privat gerieten die Paare „in Krisen und Scheidung“.

In der Literatur drängten damals junge Ich-Sager auf die Bühne. Baumgart gewann Abstand von Deutschland, indem er als Referent durch die Goetheinstitute der USA reiste. Dort verkündete Leslie Fiedler die Postmoderne, die man in Deutschland erst später ausrief. Orientierung fiel schwer. Ab 1969 schrieb Baumgart als Theaterkritiker neben Joachim Kaiser in der Süddeutschen Zeitung. 1973 kritisierte er im Spiegel „die Linken als schweigende Hofnarren der Regierung Brandt“. Die Freundschaft mit Martin Walser zerbrach, später auch die mit Jürgen Habermas. Drüben in der DDR wollte Christa Wolf „noch immer an etwas glauben“. Glauben konnte und wollte Baumgart offenbar nicht. Er wollte seine individuelle Freiheit leben. Von weniger Freien, der Solidarität mit weniger Privilegierten ist nirgendwo die Rede. Zwischendurch hatte Baumgart es mit Theaterstücken und einem Fernsehfilm über Richard Wagner versucht. Zuletzt beeindruckte er literarische Leser mit differenzierten, argumentativen Kritiken in der Wochenzeitung Die Zeit. Durch Vermittlung seines Freundes Peter Wapnewski war er von 1990 bis 1997, in der Nachfolge von Walter Höllerer, Literaturprofessor an der Technischen Universität in Berlin geworden.

Baumgart war ein kluger Beobachter. Seine Fairneß, die poetischen Analysen, sein unaufdringliches Auftreten waren sympathisch. „Glück gehabt“ sollten die Lebenserinnerungen zuerst heißen. Von Leidensdruck blieb Baumgarts Erwachsenenleben verschont. Liebschaften stellten Ehe und Familie nicht in Frage. Als Kämpfer für eine Überzeugung aufzutreten, war Baumgarts Sache nicht. Der kluge Beobachter blieb eingetaucht in eine Melancholie reservierter Unentschiedenheit. Seine Personmitte wird in der Autobiographie nicht deutlich. Wir lesen das Porträt eines Jungen in nazistischer, das Porträt eines Intellektuellen in bundesrepublikanischer Zeit. Das nahe Auschwitz hat den Jungen in Königshütte (Ostoberschlesien) nicht erreicht. 50 Jahre später hat die Wiedervereinigung seinen Pulsschlag nicht erhöht. Der souverän erscheinende Intellektuelle, der seine Freiheit genoß, hat die ästhetische Verengung des Bewußtseins nicht reflektiert.

Johannes Kühn – Technik nimmt das Land

Der im Saarland lebende Johannes Kühn (geb.1934, Hölderlinpreisträger 2004) publizierte mit „Ein Ende zur rechten Zeit“ einen Erzähltext, den er schon in den

mittleren 50er Jahren geschrieben hat. Der Erzähler, ein Bergmannssohn mit Namen Hans, arbeitet in den Ferien als Werkstudent in einer Sperrholzfabrik, weil er Geld braucht. Das Dorf hat Arbeitsplätze, aber es verliert seinen Dorfcharakter. Sein Großvater ist noch Kleinbauer. Der Erzähler hat als Kind Ziegen gehütet. Die Natur hat seine Empfindungen geweckt und behütet. Jetzt werden sie empfindlich gestört. Lärmende Sägemaschinen schlucken gefräßig den Wald. Einer jungen Kollegin trennt das Sägeblatt den Arm ab. Gegen die Naturzeit läuft Maschinenzeit. Stoppuhr und Rationalisierung unterwerfen den Menschen. Das Leben ist nicht mehr eingebettet in die Natur, in ihre Jahreszeiten. Der Werkstudent Hans, ein später Simplicius, hantiert ungeschickt an den Maschinen. Nur mit Widerwillen nähert er sich ihrem Mechanismus. Träumerische Flucht in die Natur will ihm nicht mehr gelingen. Schon durch das Lesen von Büchern hat er sie verlassen. „Erfüllt von Freude und Hoffnung“ möchte er singen, „geht kein Riß durch die Erde oder den Himmel“. Mit geliehenem Moped fährt er zur Kirmes ins nächste Dorf, um einer angehimelten Regine zu begegnen. Das Land liegt im Frieden, aber sein Motor bellt es an.

Indes geschieht Ungeheueres in den USA. In der Wüste Nevada machen Wissenschaftler den siebten Atombombenversuch. Verstrahlter Regen fällt auf die Erde. Noch beteuert der Erzähler: „Ich liebe die Erde, jeden Vogel, den sie am Morgen hinaufschickt.“ Aber andere Kräfte verschlucken seine bukolischen Gefühle. Die Natur ist kein heiliger Ort mehr. Schöne „Daseinslust“ wird ihm genommen. Soll er den Mächtigen der Erde Protestbriefe schreiben? Da er mit den Dorfbewohnern hierüber nicht sprechen kann, wendet sich der Student an Cicero als Gesprächspartner und Mentor. Reflektierende Gespräche klären dem Empfindsamen ein Stück weit die Gefühle. Die Natur kann unangetasteter Lebensraum der Menschen nicht bleiben. Technik greift ein, der Interessenkonflikt entsteht. Natur geht verloren, aber Arbeiter leben heute komfortabler in ihren Häusern als früher die Herren.

Die elegische Erzählung ist auch eine Künstlernovelle. Der simplizianische Hans erleidet den Verlustschmerz naiven Empfindens. Die Natur kann im technischen Zeitalter die Seele nicht mehr retten. Können beide miteinander auskommen? Was kann ein Mensch noch empfinden? Muß er andere Hilfen als die der Natur suchen? Darüber gibt die Erzählung keine Auskunft. Ein Gespräch, sagt Cicero, soll „zur rechten Zeit ein Ende haben“. Mit dem verstörenden Erwachen schildert der Erzähler die bedrohliche Veränderung der Zeit. Hier geschieht eine Landnahme anderer Art. Technik nimmt den Menschen das Land und verändert die Lebensform. Leise Ironie unterläuft das Pathos simpler Naturnähe. Heute wird der Konflikt problembewußter, auch abstrakter wahrgenommen. Aus der Unschuld der Natur Ausgeschiedene nehmen ihn meist ohne geschichtliches Bewußtsein zur Kenntnis. Kühns Erzählung erinnert eine einvernehmliche Beziehung der Menschen zur Natur und beklagt den Verlust.

Martin Walser – Erregung am Bodensee

Unter der Patronage eines Philosophen geht die Liebesgeschichte Martin Walsers „Der Augenblick der Liebe“ diesmal nicht ab – wenn Julien Offray de La Mettrie denn ein Philosoph ist und nicht vielmehr ein Arzt, der Gewissensgenötigten Befreiung von Schuldbewußtsein verspricht. Den Immobilienmakler Gottlieb Zürn kennt der Leser aus den Romanen „Das Schwanenhaus“ und „Jagd“, die Liebe des Dozenten zu einer 30 Jahre jüngeren Collegestudentin aus dem Roman „Die Brandung“. Gottlieb hat das Immobiliengeschäft seiner Ehefrau Anna überlassen. Als Privatgelehrter schrieb er vor Jahren unter dem Namen Wendelin Krall zwei Aufsätze über La Mettrie. Der französische Materialist und Atheist (1709–1751) hat bei Friedrich dem Großen Asyl gefunden. La Mettrie bestand auf seinen Erfahrungen. Gottlieb las, unter dem Einfluß einer evangelischen Theologin: „Nur durch die Natur begreifen wir den Sinn der Wörter des Evangeliums, dessen wahrer Interpret ganz allein die Erfahrung ist.“ Der Philosoph bestätigt Gottfrieds Denken. Natur gegen Theologie, Erfahrung gegen Spekulation. Die Natur will nicht, daß wir schuldig, sondern glücklich sind. Wahre Empfindung ist die gültige Instanz.

Aus North Carolina kommt die Studentin Beate Gutbrod mit einer „gewaltigen Sonnenblume“ zu Gottlieb Zürn an den Bodensee. La Mettries Satz: „Die Bewegung, die die Welt erhält, hat sie auch erschaffen können“, beeindruckte sie. Über die ablehnende Aufnahme des Philosophen in Deutschland will sie promovieren. Die Studentin fasziniert den 40 Jahre älteren, ehelich abgekühlten Gottlieb. Augenblicklich entzündet sich erotisches Feuer. Beate dringt in Gottliebs Träume ein, aus denen Anna vertrieben wird. Anna heißt: „alles hinter sich haben“. Beate heißt: „alles beginnt“. Bis zu drei Telefongespräche täglich gehen nach Amerika. „Fernmündlich“ zelebriert der Erregungszustand intimste Nähe. Gottlieb fühlt sich durch Beate lebendig.

Mit Hilfe ihres Doktorvaters, des Gründers der amerikanischen La Mettrie-Gesellschaft, lädt sie Gottlieb zum La Mettrie-Kongreß nach Kalifornien ein. Gottliebs „Briefe zur Gründung von Unwirklichkeit“ versuchen, den amour fou ein Stück weit zu rationalisieren. In seinem Glückszustand meint er, er sei „versöhnt, überhaupt versöhnt, auch versöhnt mit sich selbst“. Das möchte der „konvertierte Altachtundsechziger“ sein. Aber Ironie entlarvt ihn. Sein La Mettrie-Vortrag in Berkeley „Rise to the occasion“, zu deutsch „Entsprechen ist alles“, mißlingt. Dem Redner versagt die Stimme, Beate liest das Manuskript zu Ende. Zuhörer meinen, dem deutschen Intellektuellen diene der Philosoph zur „Legitimitätsbeschaffung“, Zürn entschulde mit seiner Hilfe deutsche Schuldgefühle. Privat feiern Beate und Gottlieb die Hochzeit ihrer Liebe. Aber der Gealterte hatte „Mühe, so hoch zu fliegen, wie sie flog“. Er kann ihrer Erwartung nicht standhalten. Ernüchterung folgt der Erregung. Abrupt bricht Gottlieb das Zusammensein ab. Er läßt Beate mit ihren Gefühlen allein. Schon am nächsten Tag fliegt er zurück. „Nie mehr“, schreit ihm die Liebende nach.

Der Roman ist wie ein Drama in vier Akten gebaut. Der Begegnung am Bodensee folgen die Telefonate und Briefe nach Amerika. Auf Gottliebs Ankunft folgt die plötzliche Trennung mit der „Kehre“, sprich Heimkehr. Walser hat den Mann in den Sechzigern und die junge Studentin auf höchste Fallhöhe gehoben. Der Absturz müßte eine Tragödie sein, aber der Erzähler beläßt es bei der Komödie. Beate heiratet jenen Dozenten, der Gottliebs Vortrag scharf kritisiert hat. Für den Mann vom Bodensee ist sie nicht mehr erreichbar. Der empfindsame Liebhaber kehrt zu seiner Ehefrau zurück. Über Gefühle der Niederlage, Nachdenken oder Schuldgefühle läßt uns der sonst so beredte Erzähler im Dunkeln. Hat er nicht zwei Frauen schwer verletzt? Ist der Bruch mit Beate schon die Heimkehr zu Anna? Die kluge Ehefrau nimmt Gottlieb auf, ohne ihn zur Rede zu stellen. Sie bemerkt allerdings: „Es gibt nichts, wofür man nicht bestraft werden kann.“ Er bietet ihr das „Sie“ an, einen höflichen Abstand mit der Möglichkeit, sich neu kennenzulernen. Gottlieb gibt sein Alter zu.

Die philosophische Botschaft legt Walser im Roman essayistisch dar. La Mettrie hilft Gottlieb, „diesen kirchlich verschriebenen Mastergott“ zu desavouieren. Der Philosoph beendet den „Sprachschwindel hie Körper, da Seele“. Das Universum hat nur eine Substanz: Materie. Alles, was bisher Gott zugeschrieben wurde, ist fortan der Natur zuzuschreiben. Durch Empfinden und Erfahrung ist ihr der Mensch verbunden. Nicht Offenbarung, sondern Wahrnehmung heißt die Devise. Nicht Glaube, sondern Vernunft soll herrschen. Daß der Liebhaber seine Geliebte ohne Erklärung verläßt, sie in ihrem abgestürzten Empfinden allein läßt, zeigt freilich die Diskrepanz von Theorie und Verhalten. Ihre letzte wahre Empfindung teilen die beiden Liebenden nicht.

Walser entwickelt in Augenblick der Liebe einmal mehr einen intensiven Erlebnisvorgang. Souverän fügt er englische Sätze und französische Zitate in den Erzählvorgang. Sehr gekonnt führt er berichtende Rede über in erlebte. Walser ist ein Meister indirekter Charakterisierung. Ironischer Stil läßt den Sieger Gottlieb alsbald als Verlierer erkennen. Nach dem Schwinden des glücklichen Augenblicks scheint dem Autor allerdings die sprachliche Kunst (oder das Interesse?) zu schwinden. Das Aushaltenmüssen der verlorenen Liebe und der ehelichen Kühle kommt nicht mehr zur Sprache. Die Gefühle der Frauen werden von Gottlieb nicht beachtet. Ein deutscher Mann.

Peter Handke – Don Juan ist ein anderer

Zeitgenössische Leser sind realistisches Lesen gewöhnt. Manche Kritiker setzen Bericht und Beschreibung als Kriterium. Peter Handke verweigert informatorische Lektüre. Als Autor glaubt er an die Wirklichkeit des Märchens, relativiert durch „innige Ironie“. Märchen bringen Verborgenes, manchmal Wunderbares zum

Vorschein. Nicht nur unter die Kleider schauen sie, wenn es um Beziehungen und Vorgänge geht, sondern auch unter die Haut.

Don Juan ist der Gegenteil zum nordischen „Faust“. Aus der mediterranen Welt kommend, verkörpert er in der europäischen Kulturgeschichte den Frauenverführer. Der Charmeur mit ungestillt vagierender Leidenschaft ist zugleich ein gewissenlos erotisch begehrender Mann. Handke zeigt eine andere Gestalt. Ein einsiedlerischer Erzähler läßt in seiner Herberge nahe Port-Royal-des-Champs Don Juan an sieben Maitagen erzählen. Obschon er von seiner „Frauenzeit“ spricht, jagt er nicht erotischen Abenteuern nach: „Sein ganzes Sinnen ging darauf aus, Herr seiner Zeit zu sein.“ Der Tod seines Kindes machte ihn „verwaist“. Statt Lebensüberschwang trägt Don Juan Trauer durch die Welt. Trauer ist seine „Wegzehrung. Dank ihr hatte er keinerlei große Bedürfnisse mehr.“ Trauern ist für ihn eine Tätigkeit, Trauer Kraft.

Die Reise führt Don Juan zunächst zu einer Hochzeit im Kaukasus, dann nach Damaskus, am dritten Tag in die nordafrikanische Enklave Ceuta, danach in einen Fjord bei Bergen, schließlich zu einer Düne in Holland. Das letzte Land mit der letzten Frau bleibt namenlos. In Tiflis erlebt Don Juan beim Anblick der Braut „nach einem jahrelangen Schlaf oder Dahindämmern“ ein jähes und stilles Erwachen. Sogar gegenüber Tieren wird er aufmerksam. Die Frau spürt seine Kraft des Nicht-Begehrens, die Gegenwart, das Gesammeltsein, seine die Lustbarkeit durchdringende und übersteigende Trauer. Sie macht ihn „vollkommen durchlässig und aufnahmefähig“. Davon fühlen sich die Frauen angezogen. Don Juan ist weder Verführer, noch wurde er verführt. Sein Blick setzt das Begehren der Frau frei. Sie wird sich ihrer Einsamkeit bewußt und erkennt in ihm ihren „Herrn“, „fast eine Art Retter“. Beide, die Braut und Don Juan, sind „nicht mehr wahrnehmbar“ von den andern in ihrem „Zeitsystem“. Seine Gestalt schimmert ins Transzendente. Das Lebensgefühl der Hochzeitsgesellschaft wird durch Don Juans Anwesenheit gesteigert, die verfeindete Sippe versöhnt. Ein „Glänzen“ und „stilles Lachen“ geschieht und setzt sich fort.

Handke-Leser erinnern sich an die Ästhetik der „Lehre der Sainte-Victoire“ und an den „Schuhputzer von Split“. Der Glanz des Aufmerksamen und das Sein in Frieden werden dort weitergegeben. In Don Juans Erzählen fällt das ängstliche Wort „Abschiedsparadies“. Paradiesische Präsenz, paradiesisches Verhalten hat sich ereignet. Don Juan erfährt „Gleichzeitigkeit“ mit der Frau und „übereinstimmenden Zeitsinn“. Seine „Verfügbarkeit“ und „Sorglosigkeit“ hatten den „Hauptquellgrund in der fortgesetzten Trauer“, die aber als solche von der Frau nicht erkannt wird. Obschon den Reisenden sein durchdringendes Alleinsein schmerzt, begleiten ihn Friede und Ruhe auf der Flucht. Die Frau in Ceuta, eine ehemalige Schönheitskönigin, will sich rächen am männlichen Geschlecht. Vor Don Juan flieht die falsche „Paradiesfrau“. In Norwegen werden der Frau und Don Juan die Augen für Geist und Körper in der Kirche geöffnet „durch das Fest

der heiligen Liturgie“. Das Panische, das Don Juan in Damaskus wahrnahm, verändert sich ins Sakrale.

Sein Diener, der an unschönen Frauen Gefallen findet, bleibt eine beiläufige Kontrastgestalt. Don Juan, der als Reisender auf der Flucht war (vor sich selbst? vor dem Alleinsein?), erlebte die Frauenzeit „als ein großes Innehalten“. Die angesprochenen Gegensätze muß der Leser dem Erzähler glauben, die Verallgemeinerungen akzeptieren. Der Ich-Erzähler entschuldigt fehlende Einzelheiten der Reise und ihrer Orte. Er selbst braucht die Konkretionen nicht. „Die Materie schien ihr Lastendes zu verlieren“, kommentiert er. Handkes Ich-Erzähler begegnet in Don Juans Erzählen sich selbst. Der Einsame denkt und fühlt kommunikativ. All die Don Juans „des Fernsehens, in der Oper, im Theater und ebenso in der sogenannten primären Realität, in Fleisch und Blut, sind die falschen“, fixiert auf eine Gestalt, die sich im Unterhaltungsbetrieb stereotyp zitieren läßt. Handke variiert nicht den Verführer, er zeigt den Befreier der Frauen. Er schrieb in Don Juan eine „Innenwelt der Außenwelt“ in Prosa. Der glückliche Augenblick ist unverfügbar. Das nicht ich-bezogene Interesse des Mannes ermöglicht ihn. Handke verschafft dem Eros-Geist märchenhaften Ausdruck. Archetypische Sehnsucht und Erzähleros gewinnen einmal mehr Handkesche Gestalt.

Rafik Schami – Die große Geschichte

Eine Geschichte mit langem Atem erzählen deutsche Romane nicht. Sie stellen einen Lebensausschnitt dar. Ihr Erzählen erstreckt sich kaum über Generationen. Der in Damaskus aufgewachsene Syrer Rafik Schami (geb. 1946) lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. In zahlreichen Erzählungen und Märchen erweist er sich als großer Erzähler der arabischen Tradition. Der 900seitige Roman „Die dunkle Seite der Liebe“ ist sein Opus magnum geworden, eine große Familien- und Liebesgeschichte. Zwei verfeindete christliche Familien werden über drei Generationen vorgestellt. Die Personen sind zuerst Glieder ihrer Familie. Mala (Syrienreisenden bekannt als Malula), das chaldäisch-christliche Bergdorf, ist der Ort der Herkunft (Schamis Eltern sind dort geboren). Die zweite und dritte Generation leben in Damaskus im christlichen Viertel. Zeitlich erstreckt sich das Geschehen vom beginnenden 20. Jahrhundert über die Zeit der syrischen Putsche bis 1969.

In der arabischen Literatur sind Lyrik und Erzählung die wichtigsten Gattungen. Die arabische Gesellschaft erkennt das Individuum nicht an. Sie zieht den Clan und den Stamm vor. Der Roman als Erzählform setzt aber die Anerkennung der individuellen Person voraus. In „Die dunkle Seite der Liebe“ kämpfen die Hauptpersonen Farid und Rana gegen familiären und politischen Widerstand um ihre Freiheit. Farid entstammt der katholischen Familie der Muschtaks, Rana der orthodoxen Familie der Schahins. Die beiden Familien streiten um die Vorherrschaft im Berg-

dorf Mala. Sie bekämpfen sich bis zur Blutrache. Söhne und Töchter werden von den Vätern (absoluten Patriarchen) nach Gesichtspunkten der Machterhaltung und Machterweiterung verheiratet. Die beiden Enkelkinder Farid und Rana (geb. 1940) wachsen bereits in Damaskus auf. Sie verbringen aber mit ihren Familien die Sommerferien im Bergdorf. Das Dorf mit seinen Bräuchen und Gesetzen bleibt Wurzelgrund. Herkunft prägt das Bewußtsein auch in der Stadt.

Wie bewältigt der Autor die Fülle der Personen und Jahrzehnte des Geschehens? Zunächst gibt er dem Leser den Stammbaum der Schahin- und der Muschtakfamilie an die Hand, so daß er sich jederzeit über die handelnden, leidenden, sich behauptenden Personen informieren kann. Erzählerisch verbindet Schami zwei Darstellungsformen: die Entwicklung einer linearen Handlung und die mosaikartige Darstellung der Umwelt, also eine Entwicklungsgeschichte mit dem Episodenroman. Die lineare Handlung erzählt die von vielen Hindernissen blockierte Liebesgeschichte Farids und Ranas. Das Mosaik schildert in Szenen, Berichten, Gesprächen, Bildern das farbige Leben in der geliebten, aber überwachten Stadt. Autobiographischer Grund ist vernehmbar. Romeo und Julia müssen sich ihrer Familien und der arabischen Gesellschaft erwehren. Das Dorf liefert düstere Kindheitsszenen. Lebensfroh erscheint die von Muslimen, Christen und Juden bevölkerte Stadt. Die Freude endet mit dem erzwungenen Eintritt des 13jährigen Farid in ein von den Jesuiten geleitetes Klosterinternat im Libanon (einen Abt gibt es real bei den Jesuiten nicht). Der Vater, erfolgreicher Konditor in Damaskus und großzügiger Förderer der katholischen Kirche, will, daß sein einziger Sohn Priester werde und womöglich Bischof.

Aber Farid will nicht. Nach drei Jahren scheidet der Unglückliche aus dem Klosterinternat. Eine unausgeheilte Hirnhautentzündung verursacht später epileptische Anfälle. Nach dem Abitur studiert Farid Naturwissenschaften und wird Lehrer. Wegen der sozialen Unfreiheit und des politischen Unrechts im Land tritt Farid der kommunistischen Partei bei. Er möchte mithelfen, die Gesellschaft zu verändern. Als Redakteur der Zeitschrift „Jugend“ wird er wegen der emanzipatorischen Beiträge schon bald verhaftet. Nach der Lagerhaft wird er strafversetzt in ein abgelegenes Dorf nahe der israelischen Grenze. Erneute Verhaftung schickt ihn in das schlimmste Wüsten-Straflager. Durch Beziehungen seiner reichen Familie kommt Farid nach einem Jahr frei. Von der moskauhörigen Partei hat er sich getrennt. Er muß weiter versuchen, der Gewalt im Staat mit ihrem Haß auf selbstständig Denkende zu entkommen. Die an einen muslimischen Offizier zwangsverheiratete Christin Rana liebt ihn seit Kindheitstagen. Mit 13 Jahren haben Farid und Rana einander erblickt. Nicht die verfeindeten Familien, nicht ihre gescheiterte Flucht, nicht Ranas Zwangsverheiratung noch Farids Haft und Folter, nicht einmal Ranas Einweisung in die Irrenanstalt konnten die beiden von ihrer Liebe abbringen. Mit falschen Pässen und gezielter Irreführung des Geheimdienstes gelingt ihnen nach 16 Jahren die Flucht nach Beirut und schließlich Deutschland.

303 Geschichten und Szenen hat Schami erzählt. Am Ende berichtet er vom Entstehungsprozeß des Romans. Er sah 1962 wie eine junge Muslimin, die einen christlichen Mann geliebt hat, von ihrer Familie im Angesicht der Nachbarn getötet wurde. Der damals 16jährige war erschüttert. Als zukünftiger Autor dachte er an eine Kette von Geschichten, die von verbotener Liebe in Arabien handeln. Aber er fand keinen Faden. 1970 floh Schami aus politischen Gründen nach Beirut, wo er auf einen Studienplatz in Deutschland wartete. Seine Mutter erzählte ihm von der Flucht zweier aus verfeindeten christlichen Clans stammenden Liebenden. Aber es brauchte noch Jahrzehnte, bis er die Bilder aus Malula und Damaskus, die archaischen Familiengeschichten und die politischen Zustände in Syrien (vor allem die 50er und 60er Jahre der Putschisten) zu einem Ganzen verbinden konnte. Schami recherchierte über die Armee, den Geheimdienst, die Gefängnisse, Psychiatrie und Religionen. „Auch wenn die meisten meiner Figuren wie ich Christen sind, ist unsere Kultur eine arabisch-islamische“, betont er.

Der Autor hat in den Familienroman eine große Liebesgeschichte eingeschrieben. Er erzählt die Szenen und Gespräche aus dem Dorf Malula und der Stadt Damaskus überwiegend im Chronikstil. Bunte Tage und duftende Nächte breitet er vor dem staunenden Leser aus. Machtgierig und menschenverachtend treten die politischen Führer Syriens auf. Privates verbindet Schami mit dem Öffentlichen, den Orts- und Gesellschaftsroman mit Elementen des Krimis. Wie gut für die deutsche Literatur, daß es die große Geschichte noch gibt.

Botho Strauß – Der Seher aus der Uckermark

Eremiten beten, aber schon Hieronymus hat geschrieben. Er übersetzte die Bibel. Botho Strauß übersetzt sein Denken. Er sieht Zeitgenossen in ihrem Begehren, ihren Beziehungen, einem Leben im Falschen. Aus Berlin hat er sich in sein Haus in der Uckermark zurückgezogen. In Studienjahren haben ihm Theodor W. Adorno und Martin Heidegger den Blick geschärft. Seit den Aufzeichnungen „Paare Passanten“ (1981) notiert Strauß das gestörte Verhalten der Menschen. Er beklagt nicht nur ihre Beziehungsmisere, sondern auch den Verlust von Erinnerung und Transzendenz, von Du-Gewinnung und Gegenwart. Verloren ging ihnen Erfahrungswachheit.

Woran glauben die Leute, wenn sie nichts glauben? Die Versuche, „uns mit der Welt zu verständigen, sie zu berühren und zu beeinflussen, fallen der Ödnis und der Monotonie eines soziotechnischen Kurzbegriffs zum Opfer“. Strauß prangert die „Sexualidolatrie des spätmodernen Intellektuellen“ an, ästhetisch den Bruch des Bürgers „mit der noetischen Poesie“. Sie verlangt offenes Denken, aber die Leute wollen Information und im übrigen ungestört auf ihren Bahnen weiterfahren. Vor der „Operette der Emanzipation“ hören sie den eindringlichen Ton des Dichters

nicht mehr. Sie verwenden „ihr gesamtes Potential (auch an Begeisterung) auf technische Innovationen“.

Strauß schreibt gegen „den gefälschten Raum der Virtualität und Simulation“, gegen die gefälschte Zeit, die Präsenz verhindert, gegen ein „Lifestyle-Leben“, das nichts als Dekorationen dekoriert. Aufklärung verkümmert „zum matten Schein der Monitore“. Auf Tagungen dominiert „Konferenz-Intelligenz“. Die Medien haben die Intellektuellen zu Kollaborateuren gemacht. Unter den Autoren sind nur wenige „Augenöffner“. Der Künstler soll „nicht allein Rezipient, sondern auch der Rivale seiner Zeit“ sein. Oben besetzen Reizlüsterne die Bühne. Unten bleiben jene anderen, die „Untenstehenden auf Zehenspitzen“. Als einer von ihnen versteht sich Botho Strauß. Er plädiert für kreatürliche Furcht, Ehrfurcht, Scham, Staunen, für offene Wahrnehmung, Transzendenz. Der Schreiber spricht in der Pose des Vereinzelten, der Kommentator als Richter. Die aphoristischen Aufzeichnungen, öfters zu Sentenzen gespitzt, stellen einen hohen Anspruch. Strauß steigert ihn durch eine historisierende Rhetorik mit griechischen Fremdworten. Er formuliert antagonistisch, elitär, auch apodiktisch, scheut nicht den hochfahrenden Ton. Keine Nachsicht gegenüber kollektiver Bewußtseinstrübung.

Zwischen den einsamen Sätzen des Schreibers weht der Wind durch die Rotbuchen der Uckermark. Das Erscheinen der „Gräser und Gewächse ist vollkommen in sich gekehrt“. Der Städter erkennt: „Du mußt etwas von dir dazutun, wenn sie dir näher kommen sollen.“ Strauß spürt die Luft auf der Haut, beobachtet die Jahreszeiten, Pflanzen und Tiere. Rhetorisches und Bukolisches, der Intellekt und sinnliche Wahrnehmung finden zusammen. „Die Vergehen der Epoche, die nach den großen Kriegen sich vom Politischen mehr ins Sittliche, Wissenschaftliche und Ästhetische verlagerten, werden von den Zeitgenossen nicht erkannt, geschweige denn geahndet.“ Wo sind die Widerständler, fragt er. Strauß schreibt als Widerständler und Prediger. Simone Weil zitierend, spricht er als „Untenstehender auf Zehenspitzen“. Er will Nähe und betont Distanz. Unterschwellig, eindringlich, geht es um Näherkommen: dem Jahr, der Natur, dem Wunder des Seienden, den zu findenden Worten, sich selbst. Strauß reicht zugänglichen Lesern einen neuen Bekenntnistext.

Ulrike Draesner – Freiheit im Unentschiedenen

Die Münchener Autorin Ulrike Draesner kommt mit Empfehlungen ihres ersten Romans „Mitgift“ (2002). Die Frankfurter Allgemeine Zeitung lobte ihn für das „ganz eigene Idiom, das die Widersprüche der modernen Welt schneidend, lustvoll und oft witzig erscheinen läßt“. Die Neue Zürcher Zeitung beurteilte den Roman als einen „der intelligentesten dieser Jahre“.

Von den zwölf Erzählungen des Bandes „Hot Dogs“ berichtet die Hälfte von

Zweierbeziehungen. Die jungen Frauen sind emanzipiert, bewußt, fordernd. Mit 15 lasen sie nachmittags Albert Camus, abends schalten sie Thomas Gottschalk ein. Sie sind mit Kopf und Bauch „neugierig auf Leben“. Ihre Erwartung soll nicht vor-schnell gebremst werden. „Moral“, wehrt sich eine, ist „ein Wort, das es sich zu ein-fach machte. Ein Wort, einem in die Kehle gedrückt, um die Neugier aufs Leben zu beschneiden.“ Sie will das tun, von dem sie angezogen ist, probieren, was ihr gefällt. Aber jede, jeder muß mit den eigenen Erfahrungen zurecht kommen. Der Student Gordian ahnt nicht, daß seine Schlaffreundin kommerzielle Interessen verfolgt. Sie verkauft männlichen Samen nach Amerika. Eine Frau, die kein Kind bekommt, läßt sich mit künstlicher Befruchtung helfen. Die Geschichte mit dem banalen Titel „Zucken und Zwinkern“ erzählt die unwiderstehliche Anziehung der Geschwister-liebe. Die selbstbewußte Jana will „ein Kind, mit irgendwem“. Sie trifft sich mit Heimo in einem Züricher Hotel. Der Biologe hat gesagt: „Je intelligenter sie sind, um so mehr zerstören sie!“ Später ergänzt er: „Das Beste, was man tun kann, ist zusammenleben, ohne einander zu zerstören.“ Sexualität wird sachlich, ironisch, als persönlicher Anspruch, nicht voyeuristisch erzählt. Ein Leben, auf Stunden erfüllt sein, dann wieder allein, ohne befriedigenden sozialen Kontext. Zufrieden können die vorgestellten jungen Frauen nicht sein.

Draesners Erzählungen sind überwiegend Kurzgeschichten. Ein Lebensaus-schnitt wird beleuchtet. Anfang und Schluß bleiben offen, der Hintergrund im Dunkeln. Etwas lauert hinter dem Alltäglichen. Zwischen das Gewollte und das Eintretende, das Ersehnte und das Verfügbare schiebt sich Widerstand. „Hot Dogs“, die Titelgeschichte, berichtet von einer Pitbullhündin, die elf junge Welpen wirft und beträchtliche Einnahmen verspricht. Aber das Tier rennt auf die Straße, wird von der Polizei eingefangen und mit seinem ganzen Wurf eingeschlafert. The-matisch liegen die Erzählungen weit auseinander, von einer bei der Münchener Olympiade stürzenden DDR-Läuferin über Anden-Tourismus mit Todesgefahr bis zu einem Europa-Puzzle deutscher Kinder in Jugoslawien. „Wackelkontakt“ deu-tet ein Lebensgefühl, das schon in den Kindern steckt. Die Eltern leben getrennt. Das Kind Ruth wächst bei seinen Großeltern auf. „Die Welt war sicher, aber sie konnte jederzeit untergehen.“ Ruths Physiklehrerin verweist auf ein „Geheimnis der Existenz“. Ruths Vater baut Bunker für äußerste Sicherheit. Aber der Sicher-heitsmensch erleidet einen Herzinfarkt. Hier fährt der ironische Zeigefinger in die Geschichte.

Ulrike Draesner ist eine Autorin postmodernen Erzählens. Freiheit ist eine große Möglichkeit. Sie wird verlangt und beansprucht. Aber da ist etwas noch Unent-schiedenes. In den Erzählungen spricht eine Sprecherin der Generation, die Auf-klärung mit Pop, Lebenserwartung mit Lust verbinden will. Gegen Bemühungen der Selbstbehauptung stehen ironische Kräfte. Intelligenz und Begierde, Coolness und Überdruck, Anspruch und Ironie, eine sprachliche Leichtigkeit charakterisie-ren diese Erzählungen. Eine Mitte wird nicht vernehmbar. Dem Leser drängt sich

der Eindruck auf, daß Ulrike Draesner ihr Thema noch sucht. Wo und wie durchbricht eine Autorin heute das nivellierte Bewußtsein, in dem Zeitgenossen sozialisiert werden?

Was wäre Sprache ohne Literatur? Unser Bewußtsein bliebe flach, unfrei, nivelliert. Eingeschraubt in die Werbe- und Nachrichtensprache, zu Parteiendienst erniedrigt, verkümmert im Alltag, zerstückelt zu Mails. Poetische Literatur ist kein Luxus, keine geschmäckerliche Beigabe. Sie widersteht Politrednern, Talkmastern und Event-Schreiern. Deutsche Befindlichkeiten: bedenklich im Erinnern, subtil in der Sondierung von Gegenwart, wenig souveränes Erzählbewußtsein. Die dargestellten Personen sind sehr bewußte Gestalten. Gottlieb Zürn führt seinen Markennamen, Don Juan hat ihn von weither. Andere müssen ihren Namen begründen, alle ihr Bewußtsein zeigen. Mythischer Grund bleibt den meisten fremd. Transzendierenden Horizont sichten Strauß und Handke. Familiengeschichten über Generationen erzählen deutsche Autoren nicht. Sie bohren im Bewußtsein, suchen Gegenwart. Rafik Schami hat aus arabischer Tradition die große Geschichte geschrieben. Die arabische Welt stand in diesem Jahr im Mittelpunkt der Frankfurter Buchmesse. Lage und Bewußtsein einer kulturell und politisch anderen Befindlichkeit traten dabei in den Blickpunkt.

Literatur: Christoph Hein, Landnahme (Frankfurt 2004) 357 S. 19,90; Reinhard Baumgart, Damals. Ein Leben in Deutschland (München 2004) 384 S. 24,90; Johannes Kühn, Ein Ende zur rechten Zeit (München 2004) 141 S. 14,90; Martin Walser, Der Augenblick der Liebe (Reinbek 2004) 254 S. 19,90; gleichzeitig erschienen Walsers Zeitschriftenaufsätze und Vorträge von 2000–2004 in: Die Verwaltung des Nichts (Reinbek 2004) 284 S. 22,90; Peter Handke, Don Juan (erzählt von ihm selbst) (Frankfurt 2004) 159 S. 16,80; Rafik Schami, Die dunkle Seite der Liebe (München 2004) 896 S. 24,90; Botho Strauß, Der Untenstehende auf Zehenspitzen (München 2004) 169 S. 17,90; Ulrike Draesner, Hot Dogs (München 2004) 189 S. 19. –.